

SCHANDMAULKOMPETENZ

Eine kleine Philosophie des Alters

KONRAD PAUL LIESSMANN

Zuerst die nackten Zahlen. Zwei mittlerweile bekannte Faktoren kennzeichnen die demographische Entwicklung in den westeuropäischen Industrieländern: eine steigende Lebenserwartung (in Österreich liegt sie mittlerweile zwischen 75 Jahren für Männer und 81 Jahren für Frauen) und eine sinkende Geburtenrate (in Österreich am Beginn des 21. Jahrhunderts 1,3 Geburten pro Frau). In absoluten Zahlen ausgedrückt leben in Österreich knapp 2,6 Millionen 1- bis 29-Jährige, aber 3,4 Millionen 30- bis 60-Jährige und 1,7 Millionen 60- bis 90-Jährige. Der Anteil der über 60-jährigen Personen wird in den nächsten Jahren von rund 20 % auf 35 % bis 38 % ansteigen. Nach Prognosen der *Statistik Austria* werden bis zum Jahr 2035 je nach Entwicklung der Lebenserwartung zwischen 2,7 und 3 Millionen Personen im Alter von über 60 Jahren in Österreich leben. Da schon gegenwärtig die über 40-Jährigen knapp die Hälfte der Bevölkerung ausmachen, heißt das, dass im Jahr 2020 die 50- bis 60-Jährigen mit 1,3 Millionen den größten Bevölkerungsanteil stellen, während die 10- bis 19-Jährigen auf 800.000 zurückfallen werden. Aus der Bevölkerungspyramide ist längst ein Bevölkerungsbauch geworden, bei dem die Jugendlichen, also die 14- bis 29-Jährigen, eine statistisch untergeordnete Größe darstellen.

Über das Alter, seine Erscheinungsformen, seine sozialen, ökonomischen, kulturellen und medizinischen Konsequenzen nachzudenken, ist vorab durch diese Fakten indiziert. Das Alter ist zu einem Massenphänomen geworden, das in sich eine widersprüchliche Struktur aufweist: So sehr ein hohes Alter, zumal bei entsprechender körperlicher und geistiger Gesundheit, aus der Perspektive individueller Lebenskonzepte begrüßt werden muss, so sehr wird es aus demographischer und damit auch sozialer und ökonomischer Sicht zu einem Problem, das

nicht wegdiskutiert werden kann. Das hat auch damit zu tun, dass diese Entwicklung ein historisches Novum darstellt. Wohl gab es alte und sehr alte Menschen immer schon. Sie stellten aber die große Ausnahme dar, waren Einzelfälle, bemerkenswerte Schicksale in Gesellschaften mit niedriger durchschnittlicher Lebenserwartung. Mit anderen Worten: Wir haben noch keine Erfahrung mit einer Gesellschaft, die in hohem Maße aus alten und sehr alten Menschen zusammengesetzt ist. Aber auch jenseits der politischen Konzepte, die wir für solch eine Gesellschaft entwerfen müssen, nötigt uns diese Entwicklung, das Alter auch prinzipiell zu bedenken.

Die Philosophie hat zweifellos einen privilegierten Zugang zum Alter: Sie ist selbst eine alte, vielleicht die älteste Wissenschaft, und sie konnte es sich so immer schon leisten, dem Alter ihre Referenz zu erweisen. Philosophen selbst werden seit der Antike gerne als zumindest ältere Menschen gedacht, der Bart ist das Signum des Denkers und das Attribut „weise“, das dem Philosophen, dem Freund und Liebhaber der Weisheit, gut ansteht, lässt sich nur schwer mit jugendlichem Leichtsinns und pubertärem Übermut assoziieren. Aber abgesehen davon war das Alter als Phänomen des Lebens immer auch ein Thema der Philosophie, wenn auch vielleicht nicht unbedingt eines, das im Zentrum der Reflexion über das Leben, seine Voraussetzungen und seine Möglichkeiten stand. Aber in dem Maße, in dem die Philosophie über die Bedingungen eines „guten Lebens“ und über die „Glückseligkeit“ als höchstes Gut nachdachte, musste auch über das Alter, den letzten Lebensabschnitt, reflektiert werden.

Dass das Alter allerdings auch in der Philosophie eher als Vorspiel zum großen Thema des Todes und weniger als eine eigenständige Form des Daseins behandelt wurde, hat natürlich auch damit zu tun, dass das Alter in den früheren Gesellschaften die Ausnahme, nicht die Regel war. Noch Michel de Montaigne (1533–1592) geht davon aus, dass das Alter eine kurze Phase im Leben eines Menschen sei und nur wenige diese Phase erleben konnten. Dies hat sich zweifellos radikal geändert. Dank der Fortschritte in der Medizin und dank geänderter Lebensumstände in den entwickelten Gesellschaften ist das Alter zu einer für die meisten Menschen erwartbaren und dann auch erlebten, langen Phase des Lebens geworden. Als im späten 19. Jahrhundert die ersten allgemeinen Pensionssysteme eingeführt wurden, besagte die Statistik, dass die Menschen im Schnitt etwa 2–3 Jahre in den Genuss dieses Ruhestands kamen. Heute rechnen wir diese Lebensspanne in Jahrzehnten. Je bedeutender das Alter als Frage der Demographie, des Sozial- und Pensionssystems, der Medizin, aber auch der Freizeit- und

Gesundheitsindustrie wird, desto interessanter könnte es deshalb sein, sich der philosophischen Reflexionen über das Alter, wie sie in den letzten zwei Jahrtausenden vorgelegt wurden, zu besinnen.

In der Philosophie gibt es – und diese Tradition reicht von Aristoteles über Michel de Montaigne bis zu Jean Améry, Simone de Beauvoir und Norberto Bobbio – vorerst einmal die grundsätzliche Klage über das Alter. Das Alter ist demnach in erster Linie die Zeit der nachlassenden Kräfte, der zunehmenden Krankheiten, des körperlichen und geistigen Verfalls, der Immobilität, der Hilfsbedürftigkeit und der Schmerzen – Tendenzen, die, so zumindest Norberto Bobbio, auch durch die moderne Medizin nicht außer Kraft gesetzt, sondern eher noch perpetuiert werden: „Kein Weiterleben, sondern ein Nicht-Sterbenkönnen“ (Bobbio 2004: 35). Dies hat auch das Bild des alten Menschen nachhaltig geprägt. Der Alte ist deshalb auch für manche Philosophen eine mitunter ziemlich negativ besetzte Figur. Berühmt geworden ist die Charakteristik des alten Menschen, die Aristoteles in seiner *Rhetorik* gegeben hat. Die Alten, heißt es dort, „sind übelwollend; denn es ist Eigenart des Übelwollens, alles im Hinblick auf das Unvorteilhafte zu beurteilen. Ferner sind sie argwöhnisch aufgrund ihres Mißtrauens. Mißtrauisch aber sind sie aus Erfahrung [...]. Ferner sind sie von niedriger Gesinnung, weil sie vom Leben gedemütigt wurden [...]. Ferner sind sie geldgierig; denn zu den Lebensnotwendigkeiten gehört der Besitz. Zugleich wissen sie aber auch aus Erfahrung, wie schwer der Erwerb und wie leicht das Verschleudern ist [...]. Ferner hängen sie am Leben – und um so mehr am Ende ihrer Tage, weil die Begierde auf das tendiert, was nicht vorhanden ist, und weil man das am meisten begehrt, dessen man entbehrt [...] weiterhin leben sie mehr in der Erinnerung als in der Hoffnung“ (Aristoteles 1980: 122f).

Der Redner, so Aristoteles, muss wissen, mit wem er es zu tun hat. Vielleicht sollten jene „Kreativen“, die nun aufgefordert werden, die Generation 50plus als neue Klientel für die Werbewirtschaft zu entdecken, einmal kurz bei Aristoteles nachschlagen, damit sie wissen, wie die neue Marktlücke, die sie nun füllen sollen, tatsächlich aussieht. Aber auch bei Michel de Montaigne können wir über das Alter noch Folgendes lesen: „Was mich betrifft, so halte ich es für gewiß, daß seit dem dreißigsten Jahr mein Geist und mein Körper an Stärke mehr ab als zugenommen haben, mehr zurückgegangen als vorangeschritten sind.“ (Montaigne 1998: 164) Und Ähnliches muss Montaigne an seiner Umgebung bemerken: „Welche Veränderungen sehe ich Tag für Tag das Altern in vielen meiner Bekannten anrichten. Es ist eine gewaltige Krankheit, die sich jedoch auf ganz natürlichem Wege einschleicht, und

unmerklich.“ (Montaigne 1998: 407) Der Prozess des Alterns erscheint so weniger als eine Lebensphase mit ihren Eigentümlichkeiten, als vielmehr generell als eine Krankheit, die den Menschen unleidlich und unausstehlich macht.

Jean Améry wiederum schreibt in seinem Essay *Über das Altern*, dem er den Untertitel „Revolte und Resignation“ gegeben hat und der ausgerechnet in jenem denkwürdigen Jahr 1968 erschien, das auch die Parole ausgegeben hatte: „Trau keinem über Dreißig“: „Der Alternde aber kommt immer mehr zu einem weltlosen Ich. Teils wird er *Zeit*, durch die von den Erinnerungen des Geistes und des Körpers aufgesammelte Vergangenheit, teils wird er mehr und mehr zu seinem eigenen Körper [...] Was früher Welt als Teil und Anteil unseres Ichs war, schrumpft mit dem welkenden Körper und durch ihn; schlimmer: es wird die klare Negation unser selbst.“ (Améry 2004: 45f) Améry entdeckt im Prozess des Alterns einen Mechanismus, der den Menschen in seiner Identität selbst angreift. Der Weltverlust durch die zunehmenden Dysfunktionalitäten des Körpers führt einerseits zu einer verstärkten Konzentration auf eben diesen Körper, der bald alles Denken beherrscht, was wiederum dazu führt, dass der alte Mensch die Negation seiner selbst wird. All das, was ihn auch als welthaltiges Wesen ausgezeichnet hat, schrumpft auf einen Erinnerungsrest zusammen und macht das Ich zu einem inversen Zerrbild seiner selbst.

Altern, so könnte man diese Positionen zusammenfassen, ist eine dramatische Form des Weltverlusts – in physischer und psychischer Hinsicht. Und das wirkt sich aus auf die Physiognomie und den Charakter des Alten: Er ist misstrauisch und missgünstig, störrisch und geizig, zunehmend besessen von seinem verfallenden Körper, der letztlich seinen Horizont drastisch einengt. In diesen Reflexionen spiegelt sich oft eine persönliche Erfahrung wider, die das Alter als letzte Lebensspanne, die von der peinigenden, nicht mehr zu verdrängenden Präsenz des Todes überschattet ist, beschreibt.

Es gibt aber auch einen anderen Zugang zum Alter. Es gibt seit Platon und vor allem seit Ciceros Schrift *De senectute* auch eine philosophische Tradition, welche die Vorzüge des Alters preist und begrüßt. Die Strategien, die etwa Cicero, der seine Worte dem Älteren Cato in den Mund legte, dabei verfolgt, sind allerdings auch für jeden rezenten Versuch, die Stellung der Senioren zu stärken, von Bedeutung. Wer immer die Position und den Einfluss älterer und alter Menschen in Politik, Kultur und Gesellschaft festigen will, tut gut daran, sich dieser klassischen Argumente zu versichern. Das Alter, so Cicero, wird für ein Unglück gehalten, weil es die Menschen zur Untätigkeit verdamme,

den Körper entkräfte, aller sinnlichen Freuden beraube und nah am Tode sei. Mit großem rhetorischen Aufwand und zahlreichen Beispielen aus der römischen Geschichte versuchte Cicero diese Einwände zu widerlegen, nicht ganz ohne Hintergedanken übrigens, ging es ihm doch um die politische Stärkung des Senats, der nun einmal aus alten Männern bestand. Ciceros Argumente aber sind klassisch geworden. So ist es für ihn ein nichtiger Vorwurf, wenn man dem Alter die Tüchtigkeit abspricht, da der Alte seinen Möglichkeiten gemäß sehr wohl handlungsfähig sei, wenn auch nicht gerade dort, wo eben jugendliche Kraft erforderlich sei: „Wer so etwas behauptet, der tut gerade so, als wollte er sagen, ein Steuermann sei auf der Seefahrt untätig; die einen kletterten auf die Masten, andere eilten in den Schiffsgängen hin und her, wieder andere schöpften Wasser aus – der Steuermann aber halte nur das Steuer und sitze ungestört auf dem Achterdeck. Freilich arbeitet er nicht wie die Jungen, aber das, was er tut, ist weit wichtiger und wertvoller. Bei großer Leistung kommt es nicht auf Kraft, Behendigkeit oder Schnelligkeit des Körpers an, sondern darauf, dass man klug ist, Ansehen genießt und etwas zu sagen hat: Vorzüge, die man im Alter nicht nur nicht einbüßt, sondern gewöhnlich sogar in zunehmendem Maße hat.“ (Cicero 2004: 27)

Cicero insistierte darauf, dass das Leben in verschiedene Abschnitte zerfällt, und jeder dieser Abschnitte hat seine eigenen Qualitäten und Bestimmungen: „Die Schwäche des Kindes, das Draufgängerische des jungen Mannes, der Ernst in bereits gesetzterem Alter und die Reife des hohen Alters haben etwas Naturgemäßes, das man zur rechten Zeit erkennen muß“ (Cicero 2004: 45). Keiner dieser Lebensabschnitte ist allerdings davor gefeit, durch einen plötzlichen Tod abgeschnitten zu werden – ausgerechnet dem Alter die Nähe des Todes zum Vorwurf zu machen, ist für Cicero deshalb besonders unsinnig, da die Bedrohung durch den Tod für einen jungen Menschen viel schlimmer ist als für einen alten, dessen Leben sich einem natürlichen Ende zuneigt. Am wichtigsten ist allerdings der Einspruch gegen den Vorwurf, dass der Mensch im hohen Alter auf alle sinnlichen Vergnügungen verzichten müsse. Für Cicero kann das nur ein Grund zum Jubeln sein: „Was für ein herrliches Geschenk macht uns doch diese Altersstufe, wenn sie uns das nimmt, was der jungen Jahre verwerflichster Nachteil ist!“ (Cicero 2004: 51) Den sinnlichen Begierden des Menschen lastet Cicero so ziemlich alles an, was ihm ein Dorn im (politischen) Auge war: Hochverrat, Staatsumwälzungen, Unzucht, Ehebruch, Korruption. Das Greisenalter befreit den Menschen davon, mit seiner Vernunft gegen diese Begierden anzukämpfen, er kann nun, ohne von seinen Trieben negativ

beeinflusst zu sein, der Stimme der Vernunft gehorchen. Und Cicero schließt diese Überlegungen mit folgenden Worten: „Wozu erzähle ich das alles? Nun, ich wollte euch nur klar machen, daß wir auch dann, wenn uns Verstand und Wissen nicht in die Lage setzten, die Sinnenlust abzulehnen, dem hohen Alter äußerst dankbar sein müßten, weil wir es dann ihm gutzuschreiben hätten, daß wir frei waren von einem leidenschaftlichen Verlangen, das von Übel ist. Denn die Lust hindert vernünftiges Denken, sie ist eine Feindin des Verstandes, sie bindet sozusagen dem Geist die Augen zu und hat keinerlei Berührungspunkte mit der Tugend.“ (Cicero 2004: 55)

Cicero hat damit eine Argumentation vorgegeben, die die philosophische Verteidigung des Alters überhaupt bestimmt und die dann doch einigermaßen quer steht zu unseren Versuchen, das Alter gerade als eine Lebensphase darzustellen, in der Genuss- und Orgasmusfähigkeit nicht nur möglich, sondern auch wünschenswert sind, und durch die Hilfe chemischer Unterstützung auch garantiert werden können. Im Nachlassen der Begierden lag für viele Philosophen aber der entscheidende, vielleicht der einzige Vorzug des Alters. Warum? Das Alter kann unter bestimmten Voraussetzungen einen Zugewinn an Freiheit darstellen, da eine Reihe von Triebregungen, von Wünschen, von Karrierezielen, von Rücksichtnahmen keine Rolle mehr spielen. Erst das Erlöschen des Geschlechtstriebes, der den Menschen permanent in einen „gelinden Wahnsinn“ versetzt, ermöglicht es, dass der Mensch endlich „ganz vernünftig werde“ – so Arthur Schopenhauer in seinen *Aphorismen zur Lebensweisheit*, nicht ohne lebensklug hinzuzusetzen: „Von der Venus entlassen, wird man gern eine Aufheiterung beim Bacchus suchen.“ (Schopenhauer 1986: 588) Einmal vorausgesetzt, dass der alte Mensch weder an Demenz noch an Alzheimer oder ähnlichen Krankheiten leidet, steht ihm, bei allen körperlichen Einschränkungen, etwas offen, woran er zuvor durch die Notwendigkeiten und Begierden des Leibes, des Lebens und der Gesellschaft immer wieder gehindert worden war: das Abenteuer des Geistes. „Denn wisse: je mehr mir all die übrigen Freuden im Körper absterben, um so mehr wachsen Lust und Freude an guter Unterhaltung“ (Platon 1958: 80), so lässt schon Platon einen Hochbetagten die Vorzüge des Alters preisen.

Tatsächlich ist die Philosophie an diesem Aspekt des Alters ganz besonders interessiert. Denn wenn die These stimmt, dass die Leidenschaften das Denken korrumpieren, das Alter die Leidenschaften aber erkalten lässt, dann müsste dies für das Denken selbst von außerordentlicher Bedeutung sein. Der mittlerweile hoch betagte Philosoph Odo Marquard (geb. 1928), immer schon für seine pointierten Formu-

lierungen bekannt, hat in diesem Zusammenhang dann auch zuge-
spitzt von einer besonderen „Theoriefähigkeit des Alters“ gesprochen:
„Theorie meint dabei: sehen und sagen, wie es ist. Theoriefähigkeit
ist dementsprechend die Fähigkeit, illusionsresistent zu sehen und
zu sagen: so ist es.“ (Marquard 2006: 1) Marquards These lautet dann
auch: „Alte Menschen sind in besonderem Maße theoriefähig; denn
zum Alter gehört – mindestens – das Ende jener Illusionen, die durch
Zukunftskonformismen entstehen.“ (Marquard 2006: 1) Und dies bedeu-
tet: Die Theorie „muß auf immer weniger Zukunft Rücksicht nehmen.
Darum kann sie immer ungehemmter sehen und sagen, was ist: vor
allem auch das, was nicht in den Kram paßt.“ (Marquard 2006: 2) Die
einzige Tugend des Alters, so ließe sich daraus folgern, ist so etwas wie
eine intellektuelle Rücksichtslosigkeit: „Im Alter schrumpft die eigene
Zukunft gegen Null. Dadurch können die Zukunftskonformismen eben-
falls gegen Null schrumpfen. So können die Rücksichten nicht allein
beim Hinsehen, sondern auch beim Sagen peu à peu entfallen. Alte
Menschen können unbekümmerter nicht nur merken, sondern auch
reden. Zuweilen verfügen sie über eine solide Schandmaulkompetenz.
Man braucht im Alter keinen Mut mehr, um in Fettnäpfchen zu treten,
weil man nicht mehr genug Zukunft hat, um wiedergetreten werden zu
können.“ (Marquard 2006: 3) Das klingt plausibel – aber warum merkt
man in den politischen, ästhetischen und wissenschaftlichen Diskursen
so wenig von dieser Unbestechlichkeit und Rücksichtslosigkeit? Viel-
leicht ist die über ein Leben geübte Zukunftskonformität schon so zur
zweiten Natur geworden, dass auch der Verlust von Zukunft keine neuen
Energien mehr freisetzt. Und es darf nicht darüber hinweggesehen
werden, dass diese „Schandmaulkompetenz“, auch wenn sie sich artiku-
liert, in der Gesellschaft nicht allzu ernst genommen wird: „Außerdem
ist die Rede der Alten Rede auf Abruf: sie – die alsbald vergessen sein
wird – hat weniger das Gewicht letzter Worte, vielmehr die Gewichtslo-
sigkeit von Hinterlassenschaften mit nur noch begrenzter Haltbarkeit.
Im Alter kann man das ausnutzen: man kann ungehemmt merken und
reden und schreiben und dabei das eigene Taktbedürfnis einschläfern
und dadurch zuweilen schamlos offen sein. Auch das radikalisiert die
Theoriefähigkeit des Alters.“ (Marquard 2006: 3f)

Vor allem aber ist dieser frechen Theoriefähigkeit des Alters ein-
schränkend ein Gedanke hinzuzufügen, den vielleicht Jean Améry ein-
dringlich wie niemand sonst reflektiert und formuliert hat: Alt werden
bedeutet, der Welt immer fremder zu werden. Der Alte „verstehet die
Welt nicht mehr; die Welt, die er versteht, ist nicht mehr.“ (Améry 2004:
110) Wer aber nicht mehr versteht, kann auch keine triftige Theorie

mehr bilden. Améry hatte dieses Phänomen das „kulturelle Altwerden“ genannt, und es ist das eigentliche Schreckgespenst jener Fitnessideologien, denen sich der alternde Mensch heute zu beugen hat. Niemand darf sich eingestehen oder gar sich dazu bekennen, dass er geistig mit den Entwicklungen seiner Zeit nicht mehr mithalten kann, dass er nicht mehr versteht, worum es geht, dass er fremd in seinem eigenen Land, seiner Sprache, seiner Kultur geworden ist. Diese „kulturelle Entfremdung“, diese „kulturelle Alienation“ ist nach Améry nicht anders zu deuten als durch die Schwierigkeit, „sich in einer unbekanntenen Ordnung von Zeichen, ja unter ganz neuen Signalen zurechtzufinden“ (Améry 2004: 90). In dem Maße, in dem „der Alternde versucht, die kulturellen Erscheinungen dieser Zeit nach den Bezugspunkten der Vergangenheit, die *seine* Zeit war, weil sie ihm Zukunft, Welt und Raum versprach, zu situieren, wird er seiner Epoche fremder“ (Améry 2004: 91).

Wir denken uns den Fremden immer als den, der von außen, von woanders, aus einer anderen Welt und Kultur kommt. Der alte Mensch ist der Fremde, der aus dem Innen einer Kultur kommt, aus ihrem Zentrum, das er verloren hat. Das, was er repräsentiert, ist nicht die Ferne des Raumes, sondern die Ferne der Zeit. Verzweifelt, so Améry höchst anschaulich, irrt der alternde Mensch „durch das Gestrüpp neuer Tonfolgen, instrumentaler oder konkreter, gleichviel, neuer Wort- und Satzgebilde“ (Améry 2004: 91). Das führt, gerade im intellektuellen und kulturellen Bereich, zu jenem oft bemerkten Phänomen, dass alternde ehemalige Revolutionäre und Avantgardisten plötzlich reaktionär zu werden scheinen – Améry nennt etwa den Maler Oskar Kokoschka. Das stimmt aber nicht: Sie werden nicht reaktionär, sondern sie halten nur an dem fest, was sie in ihrer Jugend für den Fortschritt gehalten haben. Das macht manchmal einen durchaus tragischen Eindruck; versucht hingegen der Alternde, die neue Zeit, die er nicht wirklich versteht, trotzdem zu affirmieren, um nur ja nicht als „gestrig“ zu erscheinen, ist der Effekt allerdings weniger tragisch denn komisch. Gelänge es hingegen, der Fremdheit des Alters inmitten einer zukunfts- und jugendorientierten Kultur auch nur einen Hauch jener Aura zu verleihen, mit der das liberale Denken das ethnisch oder kulturell verstandene Fremde gerne umgibt, könnte dies einen ersten Ansatz darstellen, um die Befremdlichkeit, mit der die Alten sich in einer Welt bewegen, die sie nicht mehr ganz verstehen, als kritisches Potenzial für das Verstehen eben dieser Welt wieder zu entdecken.

Der Alte lebt in und von einer Vergangenheit, die ihm in der Gegenwart nichts mehr hilft. Und er hat keine Perspektive mehr. Damit ist aber auch ein Aspekt benannt, der ins Zentrum einer jeden Philosophie des

Alters rücken muss: Altwerden bedeutet, immer weniger, am Ende keine Zukunft mehr zu haben. Arthur Schopenhauer hat diesen Aspekt schon deutlich hervorgehoben: „Vom Standpunkte der Jugend aus gesehen, ist das Leben eine unendlich lange Zukunft, vom Standpunkt des Alters aus eine sehr kurze Vergangenheit.“ (Schopenhauer 1986: 576) Ähnlich formulierte es André Gorz in seinem Essay *Über das Altern*, den er im Alter von 36 Jahren geschrieben hatte: „Das Altern ist die Erfahrung, dass du nicht mehr zu denen gehörst, die eine Zukunft und die Zeit für sich haben.“ (Gorz 2008: 377) Diese Überlegung verdeutlicht allerdings, dass das Altern auch als ein Prozess verstanden werden kann, der nicht abrupt, sondern schleichend einsetzt, und dies lange bevor die physischen Anzeichen des Alters unübersehbar werden. Wenn die Zeit des Wachsens vorüber ist und der Erwachsene etwas vorzuweisen hat, an das zu erinnern es sich lohnt, beginnt diese Phase des Alterns. Unter diesem Gesichtspunkt gewinnt das Alter auch und gerade dann, wenn die physischen und psychischen Funktionen noch einigermaßen intakt sind, eine eigenständige Dimension: Es ist – notwendigerweise – das Leben aus der Erinnerung. In frühen Gesellschaften war diese Existenzform selten und kostbar: Erinnerungen bedeuteten auch praktische und theoretische Erfahrungen, die weitergegeben werden konnten. Heute ist diese Existenzform allgegenwärtig und wertlos: In einer rasch sich wandelnden Welt haben Erfahrungen und Erinnerungen drastisch an Bedeutung verloren. Das aber bedeutet: Wohl hat das Alter in dem Sinne Zukunft, dass in Zukunft die alten Menschen die absolute Mehrheit der Gesellschaft ausmachen werden; aber auch diese Menschen werden, was immer ihnen auch versprochen wird, keine Zukunft als alte Menschen haben, dies nicht zuletzt deshalb, weil den Vorzügen des Alters kaum Chancen eingeräumt werden.

Ablesbar wird diese Konstellation etwa an der Bedeutungs- und Plausibilitätseinbuße, die der Begriff der „Altersweisheit“ in den letzten Jahrzehnten erlebt hat. Zum einen könnte man damit jene spezifische Form von Gelassenheit charakterisieren, deren Kennzeichen die sukzessive Entbindung vom Leben ist. Interpretiert man wie Odo Marquard das Altern als eine Form von Distanznahme zum Leben, die nicht nur Verlust, sondern auch Freiheit von jenen Begierden und Verschränkungen, die ansonsten das Leben determinieren, bedeutet, dann läge darin ein notwendiger, aber noch kein hinreichender Vorsatz für das, was wir Altersweisheit nennen könnten. Um diese Distanzierung allerdings in Weisheit umschlagen zu lassen, muss sie formuliert und auf das Leben der noch nicht Alten appliziert werden. Je stärker die Lebensverhältnisse dies allerdings hintertreiben, desto unwahrscheinlicher wird die

Möglichkeit von Altersweisheit. Aus der Distanziertheit erwächst keine Kraft mehr, sondern, wie von Jean Améry bemerkt, nur noch kulturelle Fremdheit. Deren Schwundstufe ist dann die Schrulligkeit der Alten. Zum anderen aber ist Altersweisheit die Summe der Erfahrungen und Kenntnisse eines Lebens, die weitergegeben werden kann, will und muss. Voraussetzung dafür ist allerdings ein Gesellschaftstyp, der einer Tradierung solcher Lebenserfahrung nicht entbehren kann – wenn man so will, ist „Altersweisheit“ eine spezifische Form der Wissensakkumulation für traditionale Gesellschaften. Moderne Gesellschaften verstehen sich als Gesellschaften ohne Tradition. Ihr Kennzeichen ist nicht die Reproduktion von Erfahrungen, sondern die permanente Produktion von Neuem auf allen Gebieten: der Technologien, der Lebensformen, der Moden, der Verhaltensweisen, der Kunst. Altersweisheit ist heute unmöglich geworden, weil sie kein Wissen von Lebenszusammenhängen mehr vermitteln kann. Was immer die Alten wissen – ihre Kenntnisse von Arbeitsprozessen, ihr Denken, ihre Lebens- und Moralvorstellungen, ihre Wertsysteme – hat keine Bedeutung für den Zustand, in dem sich die moderne Gesellschaft gerade befindet, da es als hoffnungslos veraltet gilt. „Die heutige Gesellschaft“, schrieb schon Simone de Beauvoir, „weit davon entfernt, dem alten Menschen sein biologisches Schicksal zu erleichtern, indem sie ihm eine postume Zukunft zusichert [durch das Überleben seiner Werke und Erfahrungen in der nächsten Generation, KPL], stößt ihn noch zu Lebzeiten in eine bereits überschrittene Vergangenheit zurück. Die Akzeleration der Geschichte hat die Beziehung des alten Menschen zu seinen Tätigkeiten zutiefst erschüttert.“ (Beauvoir 1988: 326)

Man könnte diesen Sachverhalt auch so formulieren: Das Alter beginnt, wenn die erwartbare Zeit, die vor einem liegt, gegenüber der erinnerten Zeit, die hinter einem liegt, deutlich abnimmt. Jung sein bedeutet, zu allem, was sich anbietet, sagen zu können: Jetzt nicht, aber später. Alt werden bedeutet, immer weniger Optionen zu haben, die aufgeschoben werden können. Was man noch tun kann, muss man jetzt tun, denn ein Andermal wird es vielleicht nicht geben. Das aber bedeutet auch, und Schopenhauer hat es richtig erkannt, dass entgegen einem weit verbreiteten Vorurteil, das einigermaßen gesunde Alter kaum die Last der Langeweile kennt, unter der die Jugend so sehr zu leiden hat: „Greisen wird die Zeit stets zu kurz und die Tage fliegen pfeilschnell vorüber.“ (Schopenhauer 1986: 581)

Die Gegenwart, die sich im Modus der Beschleunigung befindet, hat all diese Aspekte noch verstärkt. Während demographisch die Alten zunehmen und längst die Mehrheit stellen, dominiert in Kultur und

Werbung, in Technik und Medien, in Wirtschaft und Gesellschaft die Jugend. Gegenwärtig bedeutet Altsein, alles Angeeignete vergessen zu müssen, während Jungsein heißt, nichts mehr lernen zu müssen, was von Dauer sein könnte. Zum ersten Mal hat Jugend einen Vorsprung kraft ihrer Defizite. Je rascher sich eine Gesellschaft verändert, desto größer sind die Chancen derjenigen, die noch keine oder nur wenige Veränderungen verarbeiten müssen. Das bedeutet in der Tat, dass zum ersten Mal in der Geschichte die Alten von den Jungen in einem faktischen und nicht nur in einem metaphorischen Sinne lernen müssen. Erwachsensein bedeutet heute, sich jene Techniken und Kompetenzen mehr oder weniger mühsam anzueignen, die angeblich die Jugend spielerisch schon wieder hinter sich gelassen hat. Norberto Bobbio hat dies klar gesehen: „Der alte Mensch wird immer mehr zu dem, der kein Wissen hat, vergleicht man ihn mit den Jungen, die bereits mehr Wissen haben als er, und nicht zuletzt deshalb mehr wissen können.“ (Bobbio 2004: 29f) Erwachsensein bedeutet deshalb heute, sich selbst eine Last zu werden. Das Konzept des „lebenslangen Lernens“ macht tatsächlich Erwachsene in einem gewissen Sinn wieder zu Kindern, ohne dass sie die Zukunft von Kindern hätten. Der klassische Bildungsbegriff, der geistige, seelische und kulturelle Selbstformung des Menschen als Selbstzweck intendiert, entspräche deshalb den legitimen Bildungsinteressen alternder Menschen viel besser als ein auf Effizienz, Employability und Funktionalität abgestimmter Lernbegriff, der unsere Bildungsinstitutionen dominiert.

Unter diesen Bedingungen besteht die einzige Chance der Alten darin, nicht zu altern. Eine Zukunft wird das Alter nur haben können, wenn es sich selbst nicht als Alter, sondern als eine späte Variante der Jugend auffasst. Und genau dies ist die unausgesprochene Zumutung, die eine moderne Gesellschaft an ihre Alten stellt: dass sie jung bleiben. Die Verlängerung der Jugend bis ins hohe Alter – durch Mode, Chirurgie, Mobilität, lebenslanges Lernen, Fitnessstraining und eine oft nur inszenierte Aufgeschlossenheit gegenüber den Errungenschaften der Gegenwart – gehört nicht nur zur Ideologie einer schicken Werbeindustrie, sondern stellt zunehmend eine Notwendigkeit des sozialen Lebens dar. Kontrastiert man die philosophischen Überlegungen zum Alter mit den aktuellen Bildern vom rüstigen Senior und von der aktiven Generation 50plus, aber auch mit den Anti-Aging-Strategien und den Programmen, die „forever young“ versprechen, dann wird klar: Wir dürfen gar nicht alt werden. Das Alter erscheint als ein Zustand, in dem wir noch immer jung sein können, ja müssen. Wir wollen nicht in Würde altern, wir wollen nicht in einer körperlichen und geistigen

Verfassung altern, die uns die Vorzüge und Möglichkeiten des Alters leben und erleben ließe, sondern wir wollen gar nicht altern. Alles, was die Verlängerung und Wiedergewinnung von Jugendlichkeit verspricht, hat nicht nur in der Pharmaindustrie Konjunktur. Solch eine Haltung ist verständlich, sie bestätigt letztlich jene philosophische Position, die eine grundsätzlich defizitäre Struktur des Alters beklagt. Sie führt aber dennoch in die Irre. Denn in dem Maße, in dem die Alten nicht altern dürfen, verlieren sie die Vorteile, die das Altern bietet, ohne die Chancen der Jugend noch in Anspruch nehmen zu dürfen. Besser wäre es, sich auf die Qualitäten, die Besonderheiten und die Möglichkeiten des Alters als Alter zu besinnen, anstatt Jugendlichkeit dort zu simulieren, wo es schlechterdings nicht mehr geht. Auch für das, was gegenwärtig unter dem Titel „Generationengerechtigkeit“ diskutiert wird, wäre die Einsicht in den Wert des Alters hilfreich. Das muss ja nicht gleich bedeuten, dass man im Sinne Platons, Ciceros oder Schopenhauers die Devise ausgibt: Endlich alt!

L I T E R A T U R

- Améry, Jean (2004): *Über das Altern. Revolte und Resignation*. Stuttgart
- Aristoteles (1980): *Rhetorik*. Übersetzt von Franz G. Sieveke. München
- Beauvoir, Simone de (1988): *Das Alter*. Reinbek
- Bobbio, Norberto (2004): *Vom Alter – De senectute*. Aus dem Italienischen von Annette Kopetzki. Berlin
- Cicero, Marcus Tullius (2004): *Cato der Ältere über das Alter. Laelius über die Freundschaft*. Hg. v. Max Faltner. Düsseldorf/Zürich
- Gorz, André (2008): *Der Verräter. Mit dem Essay „Über das Altern“*. Aus dem Französischen von Eva Moldenhauer. Freiburg im Br.
- Marquard, Odo (2006): *Zum Lebensabschnitt der Zukunftsverminderung*. Vortrag am 19. Oktober 2006 im Rahmen der Herbsttagung der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung „Radikalität des Alters“ [<http://www.deutscheakademie.de/druckversionen/Marquard.pdf>, abgerufen am 2. Dezember 2008]
- Montaigne, Michel de (1998): *Essais*. Erste moderne Gesamtübersetzung von Hans Stilett. Frankfurt am Main
- Platon (1958): *Der Staat*. Übersetzt von Karl Vretska. Stuttgart
- Schopenhauer, Arthur (1986): *Parerga und Paralipomena I. Sämtliche Werke Bd. IV*. Hg. von Frhr. v. Löhneysen. Frankfurt am Main